

Das Verhältnis von personaler und gemeinschaftlicher Spiritualität und Arbeit in den Orden

Von Karl Rahner SJ, München *

Bevor ich unmittelbar das mir aufgetragene Thema angehe, sind einige Vorbemerkungen zu machen.

DAS GENERATIONSPROBLEM

Das Thema impliziert im Grunde ein Generationsproblem. Natürlich gibt es die Frage nach dem genaueren Verhältnis von personaler und gemeinschaftlicher Spiritualität und Arbeit in den Orden immer und überall. Aber dieses Thema ist doch hier und jetzt nur gestellt, weil es eine besondere Aktualität hier und heute hat. Wenn ich sage, es handle sich dabei auch um ein Generationsproblem, dann meine ich sowohl, daß es sich um ein Problem handelt, das zwischen den Jungen und Alten in den Orden heute eine besondere Dringlichkeit und Schwierigkeit hat, als auch, daß diese Aktualität nicht bloß eine solche ist, wie sie in jeder Zeit zwischen den Generationen in einer selben Gemeinschaft besteht, sondern in einer Weise geistesgeschichtlich bedingt ist, die, so wie heute, nicht immer gegeben war. Das Generationsproblem im engeren und üblichen Sinne des Wortes, d. h. die immer gegebene Spannung zwischen Alten und Jungen, ist verschärft, weil wir uns in einer geistesgeschichtlichen Übergangsperiode befinden, die man vielleicht, mit allen Vorbehalten natürlich, als Übergang zwischen einer spätindividualistischen und einer sozialistischen Epoche charakterisieren kann. Wenn sich dann zwei Generationen auf diese beiden Epochen als der Repräsentanz je einer verteilen, dann wird das Generationsproblem so radikal wie das Problem der Verwandlung und des Übergangs einer großen Epoche in eine andere. Aber auf all das kann hier nicht sehr ausdrücklich eingegangen werden. Schon von da aus, und von vielen anderem abgesehen, ist es selbstverständlich, daß unsere heutige Situation in einem von gegenläufigen Tendenzen bestimmt wird: die eine Situation, in der wir alle leben, ist bestimmt durch den Gegensatz von Jung und Alt, von Individualismus und Sozialismus (beides sehr allgemein und ohne Wertung gemeint), wobei jede dieser Größen nochmals ihre eigene immanente Dialektik in sich hat und jede Situation die mögliche und vermeintliche Aufgabe hat, dem Anruf, der aus der Zukunft kommt, gerecht zu werden in einer bleibenden und doch neuen Bewahrung dessen, was die Vergangenheit an immer gültigem Anspruch in sich barg. Wenn ich über dieses Verhältnis zwischen personaler und gemeinschaftlicher Spiritualität und Arbeit in den Orden spreche, wenn ich dieses Verhältnis auch als im weitesten Sinne verstandenes Generationsproblem

* Der vorliegende Vortrag wurde auf der Mitgliederversammlung der Vereinigung Deutscher Ordensobern am 22. Juni 1971 in Würzburg gehalten.

betrachte, dann weiß ich dabei, daß ich die Sache vom Standpunkt eines Alten sehe. Natürlich soll auch ein Alter ein solches Problem möglichst objektiv sehen, soll sich bestreben, der anderen Seite gerecht zu werden, aber gerade zu dieser anzustrebenden Objektivität gehört es in diesem Fall zu wissen, daß man nicht aus seiner eigenen Haut fahren kann, daß man alt ist, daß das dem Alten traditionell Vorgegebene von ihm leichter als das Neue begriffen werden kann, daß das Neue von ihm immer nur in einer gewissen intellektuellen Selbstverleugnung verstanden und gewürdigt werden kann. Daraus ergibt sich, daß grundsätzlich dasselbe Thema auch von einem Jungen behandelt werden müßte, dem das traditionell Alte in gewissem Sinne fremd und das Neue selbstverständlich ist. Erst dann, wenn sich die Alten und die Jungen so konfrontiert hätten, wenn sie sich gegenseitig zu verstehen mit allem guten Willen versucht hätten und wenn sie das gegenseitig immer fremd Bleibende in einer letzten Freiheit von sich selbst gegenseitig sich zugestanden hätten, dann erst wäre eigentlich dieses Thema in einer sachlich genügenden Weise bewältigt.

Wenn wir hier von „den Orden“ reden, so sind wir uns dessen bewußt, daß unter diesem Begriff sehr verschiedene Wirklichkeiten subsumiert werden. Die Orden sind konkret höchst verschieden. Trotz aller Nivellierung durch das heutige Kirchenrecht und auch durch die gemeinsamen Notwendigkeiten des heutigen Lebens (wirtschaftlich, geistig, usw.) sind auch heute die Orden noch sehr verschieden, so daß man sich fragen kann, ob sie überhaupt unter mehr als einen recht vag analogen Begriff subsumiert werden können, so daß, wenn man dann doch davon ausgeht, man sehr leicht in Gefahr ist, die konkrete Wirklichkeit des einzelnen Ordens zu verfehlen. Dieser Situation muß man sich bewußt sein. Wenn daraus in diesem Vortrag Urteile sich ergeben sollten, die auf einen bestimmten einzelnen Orden gar nicht wirklich zutreffen, dann muß dies von dieser Situation her verstanden und entschuldigt werden.

SITUATIONSANALYSE

1. Phänomen des Spätindividualismus

Eine letzte Vorbemerkung, die schon an das Thema selbst heranzuführt. Wir gehen von der Voraussetzung aus, daß die Situation eines Spätindividualismus im 19. Jahrhundert und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts die Situation war, die praevalent die Orden, ihre Spiritualität und ihre Arbeit geprägt haben. Es ist damit nicht bestritten, daß die einzelnen Orden je nach ihrer Geschichte, ihrem geographischen Ort, ihrer Aufgabe und Arbeit und vor allem des gesellschaftlichen Milieus, aus dem sie sich rekrutierten, von diesem Spätindividualismus sehr verschieden und verschieden tief geprägt wurden. Aber alle hatten doch, je in ihrer Weise, an diesem gemeinsamen Schicksal teil, selbst dort noch, ja gerade

dort, wo sie sich gegen ihren eigenen Zeitindex kritisch einzustellen versuchten oder auflehnten. Wir gehen weiter gleichzeitig von der Voraussetzung aus, daß vieles, was heute zu beobachten ist, in der Gesellschaft und dem menschlichen Zusammenleben, und was auch im steigenden Maße Spiritualität und Arbeit der einzelnen Orden zu prägen beginnt, nicht mit Unrecht, wenn auch mit vielen Vorbehalten, unter den Begriff des Sozialistischen gebracht werden kann und muß. Natürlich kann man das Spätindividualistische gleichsam so metaphysisch reinigen, daß nur jenes Personale übrigbleibt, das immer und überall, wo echtes Menschentum einigermaßen unverletzt vollzogen wird, gegeben ist. Und man kann das Sozialistische auch so metaphysisch sublimieren, daß nur dasjenige übrigbleibt, was als Bezogenheit auf menschliche Gemeinschaft und Gesellschaft gerade zum Wesen des endlichen personalen Geistes gehört, der im Menschen gegeben ist. Wenn wir aber hier von „personal“ in einem spätindividualistischen Sinne sprechen und zwar selbstverständlich in einem moralisch und metaphysisch durchaus neutralen Sinn ohne jede Abwertung, und wenn wir von „gemeinschaftlich“ reden als dem Charakteristikum der kommenden Zeit und zwar wiederum ohne Abwertung und ohne Glorifizierung, wenn wir dabei von vornherein als selbstverständlich voraussetzen, daß die metaphysische Grundsubstanz in diesen beiden Begriffen eine in jeder geistesgeschichtlichen Epoche bleibende Gültigkeit hat und doch die geschichtlich bedingte Gestalt dieser beiden Wesensstrukturen des Menschen in den einzelnen Epochen sehr verschieden sein kann, dann wird man wohl schon sagen können, daß der Stil der Orden in Spiritualität und Arbeit vom 19. Jahrhundert her (wir wollen nicht weiter zurückgreifen) „individualistisch“ geprägt war und daß der Stil der Orden in Spiritualität und Arbeit in den kommenden Zeiten eher ein „sozialistisches“ Gepräge haben wird. Wir Alten in den Orden sind im Grunde Spätindividualisten. Natürlich haben wir ein Gemeinschaftsleben getragen und gelebt und zwar gerne. Wir haben vielleicht sogar auch selbstverständlicher als die heutigen Jungen in den Orden eine gemeinsame Aufgabe angenommen, ein gemeinsames Werk in Zusammenarbeit klaglos und ohne viel Problematik getan. Sicher gibt es Orden, die von ihrer Überlieferung her dieses Gemeinsame sehr selbstverständlich und sehr zu ihrem persönlichsten Leben gehörend erlebt und getan haben. Und gewiß waren die Orden vom Wesen der Kirche her und als Erben einer älteren Vergangenheit nicht nur Gemeinschaften von Spätindividualisten, sondern auch in dieser Hinsicht eine complexio oppositorum. Aber diese Mischung des Gegensätzlichen, die in allem Leben gegeben ist, hatte doch eine bestimmte Weise, die nicht für alle Zeiten bleibt und verbindlich ist. Darum glaube ich doch, daß wir älteren Ordensleute sagen können, daß wir alle Spätindividualisten waren. Man könnte, wenn vielleicht auch etwas übertreibend, sagen, daß wir auch in großen Kommunitäten so etwas wie kasernierte Einsiedler waren. Wir waren je einzelne, die als solche zusam-

menlebten und zusammenarbeiteten. Man warnte vor Partikularfreundschaften. Im Ganzen war es nicht üblich, daß man sich gegenseitig sein Herz ausschüttete. Jeder wurde für sich selbst allein mit sich fertig. Seine eigentlichen inneren Nöte und Gewissensentscheidungen traf man allein und besprach sie höchstens noch mit einem Spiritual, der auch eher den Eindruck einer amtlichen Beratungsstelle machte. Die gesellschaftliche „Ordnung“, die wir in den Orden streng respektierten, war im Grunde nicht so sehr eine gesellschaftliche Institutionalisierung einer Gemeinschaft als solcher, sondern die rationale Ordnung, innerhalb derer das Recht vieler Individualisten zugleich allein bestehen konnte. Die Arbeiten, die man gemeinsam tat, waren in sich auch klar, so daß darüber auch nicht viel zu besprechen war, jedenfalls dann nicht mehr, wenn die grundsätzlichen Entscheidungen einmal getroffen waren und nur noch auszuführen war, was in seinem Plan klar und fix schon vorgegeben war. Natürlich gab es faktisch immer auch das andere: das Emotionale, eventuell die sehr individuell geprägte Freundschaft, einen Hauch unschuldiger Erotik, ein Zusammengehörigkeitsgefühl, das über das von der gemeinsamen Sache und von der an sich etwas aseptischen Nächstenliebe Gebotene hinausging. Aber all das war ja doch nicht grundsätzlich im Ordensleben des Spätindividualismus vorgesehen, war nicht reflektiert, wurde im Bewußtsein eher verdrängt, war auf jeden Fall kaum institutionalisiert und in Formen und Verhaltensweisen gebracht, die als solche zum gewollten Ordensleben als solchem gehörten. Dementsprechend hatte auch das Verhältnis des einzelnen Ordensmitgliedes zu den Oberen immer noch etwas sehr Amtliches und Distanziertes an sich, selbst in den Orden, in denen die Oberen rasch wechselten. Was so als Lebensstil von uns Älteren angedeutet ist, ist wirklich nur eine ganz vage Andeutung und sie darf nicht als negativ abwertend gehört werden. Es soll nur ein zeitbedingter Lebensstil angedeutet werden, der mindestens für seine Zeit ebenso legitim und vollziehbar ist oder war, wie irgendein anderer, wie eventuell der, der heute oder morgen gelebt wird und seine Berechtigung hat. Wir haben auch im Rahmen und unter Berücksichtigung eines gemeinsamen Lebens mit Jüngeren, die ihre eigene Eigenart in das gemeinsame Leben einzubringen das Recht haben, unsererseits das Recht, in unserem bisherigen Lebensstil weiterzuleben, auch wenn man ihn von einem objektiv geschichtlichen Gesichtspunkt aus als spätindividualistisch bezeichnen kann. Wir können — immer unter Einrechnung dessen, was ein gemeinsames Leben von Alten und Jungen fordert — ruhig gestehen, daß wir vielleicht weniger übrig haben für Konzelebrationen als die Jungen, daß wir lange Diskussionen und Erörterungen weniger lieben als die jüngere Generation, daß wir gern für uns allein sind, lieber einsam meditieren, als religiöse Gruppendiskussionen zu betreiben, daß unsere Erfahrung vom guten Alten und Bewährten nicht bloß Illusion ist oder nur etwas ergriffen hat, was der Vergangenheit allein angehört. Nur wenn wir diese unsere

eigene Mentalität, natürlich ohne reaktionäre und intransigente Verhärtung, auch in das Ordensleben von heute einbringen, indem wir unbefangen sind und bleiben, was wir durch unsere eigene Geschichte geworden sind, können wir dafür sorgen, daß einerseits das echte Erbe der jüngeren Vergangenheit in unseren Orden, die immer auch mit Recht auf ihre Geschichte verpflichtet sind, erhalten bleibt, und daß andererseits das ewig Gültige, das in unserer zeitbedingten Gestalt gegeben war, in der Zukunft der Orden, wenn auch in neuer, anderer Gestalt, neu lebendig wird.

2. Das „Sozialistische“

Wir leben dennoch in einer Übergangszeit, in der auch das Sozialistische oder, vorsichtiger formuliert, das Gemeinschaftliche in den Orden Gestalt zu gewinnen sucht. Vielleicht könnte man diesen Satz für paradox halten, da es sich ja bei ihm um religiöse Gemeinschaften handelt und somit nicht leicht verständlich ist, daß das Gemeinschaftliche in solchen Gemeinschaften eine neue epochale Bedeutung zu erlangen suche. Aber es ist dennoch so. Man sucht eine brüderliche Gemeinschaft, die mehr von unten und immer neu schöpferisch gebildet wird als daß sie einfach kirchenrechtlich dem Einzelnen vorgegeben wäre. Daß eine solche größere Gemeinschaftlichkeit nicht die gesellschaftlichen Weisen früherer Gemeinschaften einfach repristinieren kann, sondern die größere Reife, Bildung und Individualität der Einzelnen in die neuen Gestalten der Gemeinschaften einbringen, eine „demokratische“ Gestalt der Gemeinschaft in deren gesellschaftlicher Institutionalität haben will, ist selbstverständlich und widerspricht nicht der Behauptung, daß der Akzent im Leben der Orden sich auf das Gemeinschaftliche verschiebt. Es besteht eine Tendenz zu kleinen Kommunen, entweder als ganz selbständige oder als solche, durch die eine große Kommunität menschlich aufgegliedert wird. Man sucht die im Ordensleben und in der Arbeit der Ordensgemeinschaften fälligen Entscheidungen durch kollektive Beratungen zu erzielen, bei denen alle, jeder in seiner Weise, mitwirken, und in denen die von der früheren Geschichte noch gegebenen demokratischen und kollegialen Strukturen wirklich und zwar in einer heute sinnvollen Weise wieder lebendig werden und nicht bloß Attrappen sind, hinter denen sich autoritäre Entscheidungen von oben allein verstecken. Man beobachtet da und dort gewissermaßen parakanonistische Zusammenschlüsse von Ordensmitgliedern, die auf diese Weise ihre Ziele leichter den amtlichen Autoritäten in den Orden nahezubringen suchen. Man dringt auf eine größere Transparenz der Ordensregierung bis in die wirtschaftlichen Vorgänge für alle. Die jungen Ordensmitglieder, die noch in der Ausbildung begriffen sind, wollen heute nicht mehr als bloße Erziehungsobjekte der älteren Generation behandelt werden, sondern aktiv zum Leben und Handeln des Ordens beitragen. Wo und wenn Liturgie überhaupt noch ernstgenommen wird, ist sie von vornherein und selbstverständlich auch in ihren konkreten Formen und nicht

bloß in der Theorie ein Geschehen der Gemeinschaft als solcher. Man sucht in den Orden eine Gemeinschaft, die von einem persönlicheren Engagement der Einzelnen zueinander getragen wird. Wo gemeinsame Arbeit getan wird, soll sie darum möglichst weitgehend durch eine charismatische Berufung und Neigung der Einzelnen zu dieser Arbeit getragen sein, soll möglichst spontaner schöpferischer Erfindung entspringen und nicht so sehr einfach die pflichtgetreue Ausführung eines Planes und einer Aufgabe sein, die als solche schon vorgegeben ist und nicht in Frage gestellt werden darf. Von solcher kreativer Arbeitskonzeption her soll dann die Teamarbeit selbst getragen sein; das Team soll den Plan selbst tragen und dadurch ihm erst Legitimität und Existenz geben, es soll nicht bloß die Zahl der Handlanger sein, die einen von ihm selbst unabhängigen Entwurf zur Ausführung bringt. Von daher ist allerdings die Frage viel schwieriger, wie eine gemeinsame Aufgabe noch damit rechnen kann, daß sie durch Jahrzehnte oder noch länger vom selben Orden und seinen Mitgliedern getragen wird. Man diskutiert gerne, man sitzt lange zusammen. Das religiöse Gespräch individueller Prägung mehrerer ist heute einem selbstverständlicher als die einsame Meditation, so wie ja überhaupt (wenigstens jetzt noch bei uns) die Zwischenmenschlichkeit bei den Jungen, wenn nicht das einzige, so doch mindestens dasjenige ist, was alles andere im religiösen Leben und im Ordensleben nur verständlich macht und legitimiert. Die amtlich rechtliche Struktur eines Ordens trägt nicht mehr das faktische persönliche Gemeinschaftsleben; denn diesen amtlichen Strukturen und Gesetzen stehen die Jungen kühl gegenüber, ohne den Eindruck zu haben, solches müsse für immer gleich bleiben. Es ist umgekehrt: das persönliche Gemeinschaftsleben, das und soweit man es als menschlich befreiend und fördernd erlebt, macht das amtlich Gesellschaftliche legitim und erträglich. Dieses rechtliche und amtliche Gesellschaftliche ist nicht das von der Kirche her unbezweifelbar Vorgegebene und auf jeden Fall Gültige, dem man in einem Treueverhältnis zugehört, die selbst Haltung und Entscheidung eines religiösen Individualisten ist und auch dann noch als gültig und verpflichtend erlebt wird, wenn das Verhältnis zu den übrigen Ordensmitgliedern höchst fraglich geworden ist. Man erlebt vielmehr eher eine Gemeinschaft, die sich natürlich gewisse rechtliche Strukturen gibt. Und wo darum das Gemeinschaftliche als solches verloren geht, empfindet man auch das Rechtliche nicht mehr als eigentlich bindend. Von daher (und natürlich auch aus vielen anderen Gründen wie z. B. einer gegenüber früher viel funktionaleren Interpretation des Ordenslebens) erklärt sich auch das viel bedingtere Verhältnis der Jungen zu ihrem Orden, das uns Ältere oft erschreckt. Ein Austritt wird nicht mehr als Versagen und Abfall des Einzelnen oder als Konsequenz der Ungeeignetheit des Einzelnen für diesen Orden, sondern als Versagen des Ordens gegenüber den berechtigten Ansprüchen dieses Weggehenden empfunden.

VERHÄLTNIS ZWISCHEN PERSONALER UND GEMEINSCHAFTLICHER SPIRITUALITÄT

Wenn unter diesen Voraussetzungen über das Verhältnis zwischen personaler und gemeinschaftlicher Spiritualität und Arbeit in den Orden gesprochen werden soll, dann handelt es sich nicht um eine Verhältnisbestimmung einer metaphysischen oder theologischen Anthropologie bezüglich dieser beiden Größen. Denn dann wäre im Grunde genommen nur zu sagen, was für eine christliche Anthropologie selbstverständlich ist: daß Personales und Gemeinschaftliches letztlich keine sich bekämpfenden oder ausschließenden Größen sind, sondern sich gegenseitig bedingen und miteinander wachsen oder abnehmen. Es wäre dann nur zu sagen, daß echte Gemeinschaft nur aus einer je ganz individuellen Entscheidung und Verantwortung des Einzelnen erwachsen und lebendig bleiben kann und daß das eigentlich Personale im Grunde in der liebenden Zuwendung zum Anderen, d. h. zum Nächsten und zu Gott besteht. Insofern freilich auch jede Gemeinschaft unter Menschen von der Leibhaftigkeit des Menschen her gesellschaftliche Voraussetzungen und Auswirkungen mit all dem, was mit Gesellschaftlichkeit gegeben ist, hat, und insofern diese Gesellschaftlichkeit menschlicher Gemeinschaft noch einmal die verschiedensten Gestaltungen aufweist je nachdem, von welcher Schicht des Menschen sie Ausdruck sind, wären natürlich auch in einer solchen metaphysischen und theologischen Anthropologie bezüglich des Verhältnisses von Personalem und Gemeinschaftlichem im Menschen viele schwierige Fragen zu bedenken und die Antworten auf das Ordensleben anzuwenden. Aber von alldem soll hier nicht die Rede sein. Es soll vielmehr von einem individualistischen Alten bedacht werden, warum heute auch in den Orden die Akzentverschiebung vom Personalen auf das Gemeinschaftliche eine epochale Berechtigung hat, auch dann, wenn wir Alten sie eher als uns selber weniger gemäß und als bedrohlich empfinden, auch dann, wenn in den Orden die Frage nach der konkreten Gestaltung dieses heute notwendigen und vordringlichen Gemeinschaftlichen noch weithin ungeklärt ist, auch dann, wenn dieser neue und an sich legitime Lebensstil auch eine neue Bedrohung dessen mit sich bringt, was eigentlich im Orden gelebt werden soll und seine Aufgabe in der Kirche für die Menschen bedeutet.

1. Komplexe Umwelt

Ein erster Grund für eine intensivere und neuartige Gemeinschaftlichkeit in den Orden ist in der wesentlich komplexeren Wirklichkeit zu finden, in der auch die Orden heute leben und wirken müssen. Früher hatte man klare Prinzipien; die konkreten Vorstellungsmodelle, unter denen man diese Prinzipien konkret sich vorstellte und aneignete, waren ebenfalls stabil, auch wenn diese Gesellschaft in unserem Falle vielleicht nur

die eines leicht gettohaften, defensiven, ein wenig kleinbürgerlichen Katholizismus vom 19. Jahrhundert her war, der eine solche in etwa homogene Mentalität aufrechterhalten konnte, weil dieser sich geistig, gesellschaftlich und politisch von der übrigen Welt abschirmen konnte und das fertigbrachte, da er auch so noch über eine zahlenmäßig große Anhängerschaft verfügen konnte. Von daher war das Leben in den Orden verhältnismäßig einfach: man wußte ganz genau, was man glauben und denken sollte, wo Freund, wo Feind stehen; man hatte seine Prinzipien und auch sehr konkrete Modelle für die Verwirklichung und Konkretisierung der abstrakten Prinzipien; man mußte nur tun, was in den Prinzipien und den konkreten Vorstellungsmodellen der Realisation dieser Prinzipien schon klar und fraglos vorgegeben war. Heute ist dies alles anders. Selbst bei einer bedingungslosen Treue zu den Prinzipien des Glaubens und auch der echten christlichen Tradition über das streng dogmatisch Verpflichtende hinaus ist uns schon oft nicht mehr so eindeutig klar, was diese Prinzipien besagen und was unter Umständen nicht. Dies kommt daher, daß die Kirche, will sie nicht zu einem bedeutungslosen kleinen Häufchen degenerieren (was etwas ganz anderes wäre als die „kleine Herde“, die die Kirche sein darf und ist und sein wird), sich neu und mutig der gesellschaftlichen und geistigen Situation stellen muß, die nun einmal heute gegeben ist, ohne sich in einer selbst zurechtgedachten künstlichen Welt abzuschirmen. Das Christentum und die Kirche sollen nicht „der Welt“ konform sein, sie sollen unter Umständen ein radikal kritisches Verhältnis zu den Tendenzen und Moden und vermeintlichen Selbstverständlichkeiten der heutigen Zeit haben; aber eben dies ist auch nur möglich, wenn man sich auf diese Welt wirklich einläßt. Die Fortführung des früheren Stils im Leben und Wirken der Kirche mit seiner vermeintlichen Klarheit, Geschlossenheit und Ungefährdetheit ist heute einfach nicht mehr möglich, will die Kirche nicht im Windschatten der Geschichte verkümmern. Auch wenn und wo sie das Zeichen des Widerspruchs gegenüber einer sündigen und verirrtten Welt sein muß, muß sie ihren Widerspruch so verkünden, daß er wirklich gehört wird; sie muß in den Verständnishorizonten der Welt von heute sprechen. Das bedeutet kein pädagogisch bemühtes, künstliches Hinübertreten aus der eigenen Welt in die der anderen, sondern, wenigstens grundsätzlich, ein unbefangenes Annehmen der Welt, in der wir Christen und Ordensleute von vornherein und unvermeidlich leben. Von dieser Situation her also ist es schon so klar und deutlich, was wir mit unseren Prinzipien des Dogmas und der christlichen Moral heute meinen, auch wenn damit nicht gesagt ist, daß wir sie nicht mehr global verstünden und kein letztes Glaubensvertrauen mehr ihnen gegenüber haben könnten. Noch mehr sind die konkreten Modelle für die Realisation dieser christlichen Prinzipien für uns heute undeutlich geworden. Was unvermeidlicher Zwang und seinsollende Freiheit in ihrem Verhältnis zueinander im Leben und in der Gesellschaft bedeuten, wie sich indi-

viduelle Verfügung über Sachwerte in Freiheit zur sozialen Hypothek eben dieser Werte verhält, wie man heute einem säkularisierten Menschen eine ursprüngliche Gotteserfahrung vermittelt, was eigentlich christliche Erziehung ist, wie Sakramente heute vollzogen werden können, ohne daß man den Eindruck hat, Magie oder leere Zeremonie fast folkloristischer Art zu betreiben, wie Sexualität unbefangen angenommen werden kann, ohne in flachen Libertinismus zu geraten — zu solchen und tausend anderen Fragen des menschlichen und christlichen Lebens kann man zwar noch einigermaßen leicht einige prinzipielle Antworten als Rahmennormen formulieren; wie diese Fragen aber konkret zu beantworten sind, wie die konkreten Modelle heute aussehen, in denen diese Prinzipien real werden, das sind heute in einer dynamisch gewordenen inneren und äußeren Welt des Menschen Fragen, die wirklich keine eindeutige Antwort haben, obwohl es sich um Sachfragen und Fragen der Moral in einem handelt. In einer solchen Welt, in der das in den Prinzipien Gemeinte und erst recht die konkreten Realisationsmodelle der Prinzipien undeutlicher geworden sind, kann das Ordensleben unmöglich von der Voraussetzung ausgehen, es seien seine Lebensnormen klar und eindeutig, seien in der Tradition schon unzählige Male erprobt und müßten nur getreulich weiterbefolgt werden. Auch wir Ordensleute haben die Unsicherheit und die Bewegtheit unserer Zeit in eine noch nicht deutlich gewußte Zukunft hinein anzunehmen und auszuhalten. Das ist die erste Voraussetzung dafür, daß wir ein glaubwürdiges Modell eines christlichen Lebens in der Zukunft langsam entwickeln und den anderen Christen anbieten. Eine solche Aufgabe verlangt aber gerade im Ordensleben als einem gemeinschaftlichen Leben eine viel intensivere Zusammenarbeit und also ein Gespräch unter den Ordensmitgliedern, als es früher notwendig war. Soll das Ordensleben sich nicht auflösen, muß gemeinsam experimentiert werden. Soll gemeinsam experimentiert werden, d. h. in der Erfahrung neue konkrete Modelle des Lebens und des apostolischen Wirkens ausprobiert werden, dann muß man zunächst einmal miteinander reden und so die Möglichkeiten der Zukunft reflektieren. Wo man meint, sich auf Befehle von oben, wenn auch unter Voraussetzung einer reiflichen Überlegung der Obern, beschränken zu können und ein solches Verfahren für auch heute noch wirksam hält, geht man von der Voraussetzung aus, daß alle Prinzipien und konkreten Realisationsmodelle klar und eindeutig gegeben seien und also der Obere nur bestimmte von ihnen auszuwählen und anzuordnen hätte. Diese Voraussetzung aber ist heute falsch. Eine möglichst aktive Mitarbeit möglichst vieler Ordensmitglieder an den Entscheidungen, die für Leben und Wirken eines Ordens notwendig sind, ist nicht in erster Linie ein Postulat aus romantisch gedachten demokratischen Idealen, sondern ein Erfordernis von der Sache selbst her, die nur entdeckt werden kann, wenn möglichst viele, die sie realisieren sollen, an dieser Neuentdeckung mitarbeiten. Auch Orden

sollen nicht durch ihre eigene Schuld zu kleinen Häufchen werden, zu Gesellschaften, die die Treue zu ihren Idealen dadurch erkaufen, daß sie und so diese Ideale nur noch getragen werden durch ein paar wenige Leute, die aus einem rückständigen gesellschaftlichen und geistigen Milieu entstammen und so noch bereit sind, sich diese Ideale in ihrer altmodischen Gestalt anzueignen. Wenn man Spiritualität nicht zu ideologisch versteht, sondern begreift als die Christlichkeit und letzte Tiefe des konkreten Lebens, dann gilt das eben Gesagte auch für die Spiritualität. Auch sie bedarf heute des Experimentes, des Gespräches, der Gemeinschaft und ihres Zusammenwirkens mehr als in früheren Zeiten. Was mit all diesen primitiven Andeutungen gesagt werden sollte, ist nur dies: das Ordensleben von heute und morgen erfordert im Unterschied von früher eine größere Gemeinschaftlichkeit. Diese kann zwar nur gelebt werden in der personalen Verantwortung und dem Einsatz jedes einzelnen und sie kann nicht allein durch Institutionen erzwungen werden. Aber diese größere Gemeinschaftlichkeit ist notwendig, weil sie von der Eigenart unserer Zeit gefordert wird. Diese größere Gemeinschaftlichkeit wird natürlich von der heutigen Situation nicht angeboten als etwas, das gar nicht verfehlt werden kann; die Situation, die diese größere Gemeinschaftlichkeit von den Orden fordert für ihr Leben und Wirken, bedroht und erschwert gleichzeitig diese Gemeinschaftlichkeit, da diese gerade heute bei der gegenüber früher viel größeren Zahl von verschiedenen Tendenzen und Möglichkeiten nicht das selbstverständlich Vorgegebene, sondern das mühsam unter Opfern und Verzichten Herzustellende ist.

2. Komplexe Innenwelt

Noch von einer ganz anderen, zweiten Seite her erscheint das Gemeinschaftliche im Ordensleben dringlicher als früher zu sein. Die Innenwelt der einzelnen Menschen ist gegenüber früher viel größer, komplexer und bedrohlicher geworden. Dies aber verlangt offenbar eine größere gegenseitige Gemeinschaftlichkeit als Hilfe, um mit dieser bedrohlichen Innenwelt fertig zu werden. Wir Älteren in den Orden erleben ja, wie die Jüngeren in den Orden näher zueinander rücken, ihr Herz gegenseitig ausschütten, die persönlichsten Entscheidungen in solcher Gemeinschaftlichkeit zu treffen suchen. Dieses Phänomen ist offenbar doch nicht einfach als Unselbständigkeit, Sentimentalität und Hilflosigkeit zu erklären. Früher hatte man (natürlich etwas vereinfachend gesagt) den Eindruck, der Mensch bestehe aus Rationalität und den damit gegebenen, satzhaft formulierbaren Prinzipien und einem freien formalen Willen, der diese Prinzipien ausführe oder nicht. Ein sehr deutliches Beispiel für diese Konzeption liegt in der in der üblichen Moralthologie selbstverständlichen Überzeugung, daß ein einigermaßen normaler Mensch eine einmal übernommene Verpflichtung auch sein ganzes Leben sicher erfüllen könne, vorausgesetzt nur, daß er wolle, zumal ihm die Gnade für die

Erfüllung einer solchen Verpflichtung nie (bei dem dazu nötigen Gebet) fehlen könne. Heute aber erlebt sich der Mensch und auch der Ordensmann ganz anders. Rationalität und Freiheit kommen ihm nur als sehr partielle Momente in seinem Dasein vor. Er empfindet sich als unter Voraussetzungen und Antrieben stehend, die er gar nicht oder jedenfalls nicht adäquat reflektieren kann. Seine Individualgeschichte ist für ihn nicht einfach bloß die Geschichte seiner autonomen Freiheit. Seine Zukunft kommt ihm, auch abgesehen von den nicht manipulierbaren äußeren Umständen, nicht vor als das bloß von ihm in Freiheit Geplante und Realisierte, sondern mindestens ebenso sehr als das aus den unergründlichen Tiefen seines Wesens als Schicksal Aufsteigende, das er erleidet. Er hat nicht den Eindruck, daß es unter Voraussetzung einer bürgerlichen Normalität klar sei, daß man das immer tun könne, was eine einmal übernommene Verpflichtung oder eine von außen kommende Gesetzlichkeit gebieten. Der Mensch von heute empfindet sich als den durch sich selbst Bedrohten, nicht als den, der sich selbst souverän in der Hand hat. Seine eigene Wirklichkeit und Existenz kommt ihm nicht als die von vornherein durchschaute und besessene Wirklichkeit vor, sondern als das, was sich ihm erst im Laufe einer gar nicht adäquat steuerbaren Geschichte langsam enthüllt. Er glaubt uns Alte durchschauen zu können: für ihn ist unsere Prinzipientreue nicht unser moralischer Vorzug und echte Reife, sondern weithin das Ergebnis der Tatsache, daß wir noch in einem geistig und gesellschaftlich homogenen Milieu aufgewachsen und alt geworden sind. Und daran ist wahrhaftig nicht alles falsch. Wir Alten sind auch das Produkt eines Milieus, das die Jungen weder haben noch ersehnen. Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, diese heutige Selbsterfahrung des Menschen in ihrer Wahrheit, Begrenzung und in dem richtigen Ort im Ganzen der menschlichen Existenz zu interpretieren. Es wird diese Erfahrung als gegeben vorausgesetzt. Sie soll nur von einer neuen Seite verständlich machen, warum der Mensch von heute neu und dringlich die Gemeinschaft, das gemeinschaftliche Gespräch bis hin zu einer Gesprächspsychotherapie sucht. Er flieht vor seiner inneren Bedrohtheit und Dunkelheit zum Anderen; er wird über sich selbst in der Begegnung des anderen ein Stück klarer; daß es dem Anderen auch nicht anders ergeht, macht ihm Mut, das Rätselhafte seiner eigenen Existenz anzunehmen. Rezepte für das Leben und die Arbeit scheinen eher heilsam gegen die innerste Unsicherheit und das Dunkel der Zukunft auch des inneren Menschen zu sein, wenn sie im Gespräch gefunden und gemeinsam approbiert worden sind.

KONSEQUENZEN

Bevor wir aus dieser Betrachtung von zwei Gründen (sicher nur solche unter vielen anderen) für eine epochale Vorbetonung des Gemeinschaftlichen vor dem individuellen Personalen einige praktische Konsequenzen

ziehen, ist noch zu betonen, daß der Ordensmann immer, also auch heute und morgen, der Mensch sein muß, der in personaler Einzelverantwortung und in Einsamkeit mit Gott leben kann. Christentum ist die Religion des personalen Verhältnisses zu Gott, das nie in bloße Zwischenmenschlichkeit aufgelöst werden kann; Christentum ist die Religion des einsamen Sterbens mit Jesus hinein in die eigene radikale Ohnmacht und in das unverfügbare Geheimnis Gottes. Christentum ist eine solche Religion nicht als ideologischer Zusatz zu einem Leben, das sich fraglos auch ohne diese Ideologie in sich runden könnte, sondern weil diese Einsamkeit und unabwältbare Einmaligkeit im Leben des Menschen unausweichlich sind, in Schuld und Leid zwar verdrängt, aber nicht eliminiert werden können, wenn auch die dauernde Versuchung und Gefahr besteht, diese Einsamkeit und unabwältbare Einmaligkeit aus dem Dasein auszuschließen. Soll das Ordensleben exemplarisch christliches Leben sein, dann kann es der Aufgabe nicht ausweichen wollen, die unabwältbare Einmaligkeit des Menschen und die Einsamkeit des Todes, der das Leben durchwaltet, auszuhalten und so erst wirklich zu wissen, was mit „Gott“ gemeint ist und wie man ein persönliches Verhältnis zu ihm haben kann. Nur wo eine solche christliche Haltung gelingt, wird aus der Gemeinschaft zwischen den Menschen mehr als die Realisation eines Herdentriebes und der Flucht von sich weg in die Anonymität einer menschlichen Herde. Von hier aus ergibt sich, daß dasjenige, was zunächst bloß vorübergehende Gestalt des Ordenslebens des 19. Jahrhunderts zu sein schien, bei allem natürlich unvermeidlichen Wandel der konkreten Gestalt doch in seinem eigentlichen Wesen etwas ist, was als Erlösung und Heil eingebracht werden muß in jene Gemeinschaftlichkeit, die die epochale Signatur des Ordenslebens der Zukunft sein wird. Auch im Leben und Wirken der Orden heute und morgen hat die Mentalität der Alten, die bisher gerne kasernierte Einsiedler gewesen sind, eine bleibende Aufgabe. Wenn das Christentum nicht bloß die Anerkennung eines bestimmten Zeitstils, sondern auch immer dessen Kritik und Erlösung sein muß, wenn echte Gemeinschaft immer nur wirklich sie selbst sein kann, wenn diejenigen, die sie bilden, sich selber annehmen und aushalten können in der Einsamkeit (mit Gott), ohne die alle Gemeinschaft nur ein Herdenpferch würde, dann hat auch der alte Stil der Orden in Leben und Wirken trotz seiner Bedingtheit und Vergänglichkeit eine bleibende Bedeutung durch sein in dieser Bedingtheit realisiertes Wesen. Diese Überlieferung eines bleibenden Christlichen an die Zukunft wäre eine besonders dringliche Aufgabe für die Älteren in den Orden. Sie kann freilich durch diese Älteren nur dann erfüllt werden, wenn diese personale Einsamkeit des in Gott allein Selbständigen nicht dazu mißbraucht wird, um sich der liebenden Zuwendung zur Gemeinschaft mit dem anderen zu entziehen, sondern als Voraussetzung dazu dient, sich wirklich auf den anderen selbstlos einzulassen. Nur wenn die Jungen merken, daß das Erbe, das

wir Älteren überliefern wollen, gerade zur Begründung der echten Gemeinschaft dient, die die Jungen suchen, wird es uns gelingen, das alte Erbe in verwandelter Gestalt in die Zukunft der Orden einzubringen und so zu bewirken, daß die künftigen Gemeinschaften, die sich von den heutigen Orden geschichtlich herleiten, überhaupt Orden in einem christlichen Sinn genannt werden können.

Die bisherigen Ausführungen waren unvermeidlich sehr abstrakt. Es sollen hier zum Schluß noch einige Folgerungen aus dem Gesagten vorgetragen werden, die zwar die Abstraktheit des Bisherigen nicht aufheben können, aber dennoch etwas vermindern sollen.

Im Ordensleben bahnt sich zweifellos eine Verschiebung im Verhältnis zwischen der konkreten Gestalt des individuellen Personalen und des Gemeinschaftlichen an. Das bleibt auch dann wahr, wenn vielleicht gerade auch in den Orden der Zukunft das je einmalig Personale in seiner Unabwälzbarkeit und Einsamkeit dasjenige sein wird, was in den Orden der Zukunft immer neue Aufgabe und in etwa ein Unterscheidungsmerkmal gegenüber anderen profanen Gesellschaften sein wird. Auch so gesehen bleibt das Gemeinschaftliche in den Orden der Zukunft dasjenige, was ihnen im Vergleich zu den bisherigen Orden ihre Eigentümlichkeit verleiht. Bei diesem Satz ist natürlich zuzugeben, daß er sehr variiert zu verstehen ist, je nachdem auch schon das Gemeinschaftliche in den verschiedenen Orden bisher schon einen verschiedenen Stellenwert hatte und darum die zukünftige Gemeinschaftlichkeit in den einzelnen Orden verschieden deutlich sich von der der Vergangenheit der einzelnen Orden unterscheidet.

1. Improvisieren

Die konkrete Gestalt solcher Gemeinschaftlichkeit im Leben und Wirken der Orden muß erst langsam gefunden werden. Ja, dieses Finden kann in einer dynamischen und dynamisch bleibenden Welt vermutlich gar nicht als das Finden einer dann wieder für lange Zeit fixen Gestalt des Lebens und Wirkens der Orden verstanden werden, sondern wird vermutlich, weil die Situation immer sehr in Veränderung bleibt, das immer neue Improvisieren im Leben und Wirken der Orden sein. Wenn man dieses immer neue, nie ganz aufhörende Improvisieren nur von außen und ungläubig betrachtet, wird es einem vielleicht vorkommen wie das bloße Weitervegetieren einer Institution, die früher einmal so herrlich klar, eindeutig, mächtig und selbstbewußt war, die aber jetzt nicht leben und nicht sterben kann. Für den aber, der glaubt und hofft und sich nicht für den Herrn der Geschichte hält, wird dieses in eine immer wieder unbekannte Zukunft hinein gehende Improvisieren durchaus als Lebensstil spezifisch christlicher Art erscheinen.

2. Experimente

Auch wenn wir so immer, was wir leben und tun, als das Vorläufige und Einstweilige betrachten, so ist damit nicht gesagt, daß unser jetzt betätigter Lebensstil nicht vielerorts und in vielen Hinsichten zurückbleibe hinter dem Lebens- und Wirkensstil, der für die Orden heute geboten wäre. Das ist natürlich auch wieder eine zu pauschale Feststellung, die für die einzelnen Orden sehr variiert werden müßte. Das Finden eines neuen Stils der Orden in Leben und Wirken kann nicht ohne den Mut zu Experimenten geschehen. Viele menschliche Dinge lassen sich durch bloße theoretische Überlegung gar nicht deutlich genug erkennen. Das konkrete Experiment im Leben selbst und zwar auch mit dem Risiko des Mißerfolgs und der erst nachträglichen Erkenntnis, einen falschen Weg eingeschlagen zu haben, läßt sich nicht vermeiden. Obere in den Orden müßten den Mut haben, solche Experimente, wenn nicht selbst zu inaugurierten, so doch wenigstens zu gestatten. Nur so können neue Formen des gemeinschaftlichen Lebens und gemeinschaftlicher Werke in einem Orden gefunden werden. Solche neuen Formen werden selbstverständlich zunächst einmal parakanonisch neben den traditionellen und amtlich institutionalisierten Gestalten des Lebens und Wirkens der Orden stehen. Das ist unvermeidlich. Aber man müßte auch den Mut haben, solche neuen Formen gemeinschaftlichen Lebens und Wirkens nicht zu lange ohne amtliche Sanktionierung und Institutionalisierung zu lassen. Man kann nicht gleichzeitig vom Lebenswert des Rechtlichen und Institutionellen überzeugt sein und doch eine solche institutionelle Sanktionierung für lange den neuen Gestalten des Ordenslebens versagen. Sonst kann man sich nicht mit Recht darüber aufregen, daß solche neuen Gebilde, die die Jungen inaugurierten und tragen, sehr schnell als bloße Modeerscheinungen wieder verschwinden. Damit wird nicht bestritten, daß solche Neuinstitutionalisierungen, die rascher als bisher dem Leben und seiner Entwicklung folgen, improvisierter und schneller vergänglich sind, als man sich bisher dachte und lebte. Dazu ist freilich auch eine Neueinstellung zu Recht und Institution notwendig, die Institutionelles nicht als quantité négligable behandelt, weil es improvisierter und vergänglicher als bisher ist, und doch auch nicht versteinern als Endgültiges anbetet.

3. Beispiel: Liturgie

Ich glaube nicht, daß wir durch alle bisherigen Liturgiereformen, so anerkennenswert sie auch sein mögen, jene praktisch realisierbare Form der Liturgie gefunden haben, die die Liturgie als Tun der Gemeinschaft und gleichzeitig als ursprünglich personales Geschehen vollziehbar macht. Neue Formen der Liturgie, wie sie bisher, wenn auch noch so erhaben und schön, vorgeschrieben wurden und werden, heben das Grunddilemma noch nicht auf, daß im allgemeinen fest fixierte Formen die Echtheit und Ursprünglichkeit sowohl des Gemeinschaftlichen wie des Personalen be-

drohen, wenn nicht sogar unmöglich machen und andererseits einfach freie Gestaltungen solcher Vollzüge uns der Willkür, der Beliebigkeit und Subjektivität des einzelnen ausliefern. Wenn man dennoch die konkrete Gestalt der Liturgie (über letzte Wesensstrukturen hinaus) nicht dem Zufall, der Laune und der Primitivität und Einseitigkeit eines frei gestaltenden Liturgen überlassen kann, so wäre wohl der einzige Ausweg aus diesem Dilemma die intensive theologische und spirituelle Eigenausbildung von Liturgen, denen man im Rahmen der Wesensstrukturen der Liturgie die freie Gestaltung ihrer konkreten Form ohne Sorge überlassen könnte. Ob so etwas möglich ist, ob und wie Ordensgemeinschaften hierin schöpferische Experimente durchführen könnten, das alles sind Fragen, die hier offen bleiben müssen. Aber man sollte doch mindestens die Not in der Liturgie als personalen und gemeinschaftlichen Vollzug sehen, die auch nach allen Liturgieveränderungen nach dem 2. Vatikanum zurückgeblieben ist.

Kann man nicht neue Formen des religiösen Lebens außerhalb der Liturgie finden? Ich meine zwar, daß die Meditation als Tun des Einzelnen für sich allein unbedingt im Ordensleben bleiben muß, auch wenn mit einem solchen Postulat noch längst nicht darüber entschieden ist, wie solche einsame Meditation und einsames Gebet zu Gott hin konkret geschehen sollen und wie sie in dem Ganzen des menschlichen Tuns des Ordensmannes verwurzelt werden müssen. Aber es gibt darüber hinaus doch gewiß auch neue Formen religiösen Tuns, die zeitgemäß sind oder wären und im durchschnittlichen Leben der Orden noch nicht genügend entwickelt sind. Gerade wenn wir Älteren mit einem durchaus christlich berechtigten Rationalismus gewissen Phänomenen in heutigen Ordensgemeinschaften, besonders in den USA, die teils im Stil neutestamentlicher Glossolie, teils im Stil einer rational nicht genügend gesteuerten Gruppendynamik auftreten, skeptisch gegenüberstehen, so sollten wir uns doch sagen, daß man dem in solchen Phänomenen sich äußernden Bedürfnis nicht durch bloßes konservatives Beharren beim Alten gerecht wird, sondern nur durch Mut zu Neubildungen, die einem berechtigten Verlangen nach einer durch die Gemeinschaft als solche getragenen Religiosität gerecht werden. Haben wir schon Auswirkungen konkreter und erprobter Art gruppendynamischer Erfahrung oder der Erfahrungen, die man mit der Gesprächspsychotherapie gemacht hat? Könnte es nicht eine „religiöse Übung“ geben, die weder Liturgie noch individuelle Meditation ist, sondern von einer Gruppe als solcher getragen wird? Es könnte, gäbe es solche erprobten und in etwa institutionalisierten „religiösen Übungen“ kleinerer Gruppen, ein Mißstand vermieden werden, der nach meinen Beobachtungen oft in den Orden gegeben ist. Es gibt viele Mißbildungen und Fehlentwicklungen bei Ordensmitgliedern, die, weil sie im traditionellen moraltheologischen Kanon nicht vorkommen, in den Orden auch nicht bekämpft werden, gegen die eine Ordensgemeinschaft machtlos ist. Solche menschlichen Mißbildungen

gen und Fehlentwicklungen könnten, ohne daß sie gleich moralisch als Sünde abqualifiziert werden müßten, durch die Reaktion einer Gruppe in einer solchen gemeinschaftlichen religiösen Übung bekämpft werden. Es könnte vermieden werden, daß vieles „Unmenschliche“ in den Orden entweder einfach als unvermeidlich hingenommen wird oder gleich mit einem moralischen Verdikt bekämpft werden muß.

4. Beispiel: Apostolische Arbeit

Es könnten gewiß auch neue Formen gebildet werden, in denen ein Orden seine apostolische Arbeit nach außen in neuer Gemeinschaft leistet. Natürlich hat es immer in den Orden solche gemeinsame Arbeit apostolischer Art gegeben. Es wird auch umgekehrt immer in den Orden Arbeiten und Aufgaben geben, die der Einzelne ohne eigentliche Teamarbeit mit seinen eigenen Ordensbrüdern auf sich nehmen kann. Wenn aber einerseits religiöse Gemeinschaften im Sinne der eigentlichen Orden im Unterschied zu den Säkularinstituten wohl auf die Dauer nicht bestehen und zusammenhalten können, ohne auch eine gemeinsame Aufgabe, ein gemeinsames Werk zu haben, auch wenn nicht einfach jeder an diesen beteiligt sein muß, wenn andererseits Gemeinschaft heute aus vielen Ursachen neue Formen ausbilden muß, dann gilt dies eben auch für die notwendige Gemeinschaftsarbeit der einzelnen Orden. Sie kann nicht einfach schlechthin im selben Stil betrieben werden, wie dies traditionell üblich ist. Es ist z. B. denkbar, daß in einer Ordensgemeinschaft (die nicht einfach eine einzelne Abtei ist, sondern ein größeres Territorium mit mehreren Häusern umfaßt) die einzelnen Häuser einen eigenen, je verschiedenen, in etwa auch diese Verschiedenheit institutionalisierenden Charakter haben. Faktisch gibt es das ja durch die Sachzwänge schon immer, aber man sollte das reflexer sehen, bejahen und institutionalisieren. Ein Haus eines Ordens, das in einem Armenviertel lebt und wirkt, dürfte und sollte einen reflex institutionalisierten anderen Charakter haben, als ein Haus der selben Ordensgemeinschaft, das z. B. den höheren Studien dient oder ein Haus von typisch Intellektuellen ist. Daß die konkrete Weise der Arbeitsfindung und -gestaltung heute von der Situation her eine wesentlich organisiere und institutionalisiere Mitwirkung aller Ordensmitglieder erfordert, und in diesem Sinne „demokratischer“ gestaltet werden muß, wurde schon gesagt.